

Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 35 (2014)

Artikel: Ausgehandelte Entwicklung : Widersprüche und Konflikte im Alltag eines Schweizer Ehepaars in Ruanda um 1970

Autor: Zürcher, Lukas

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1077861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausgehandelte Entwicklung: Widersprüche und Konflikte im Alltag eines Schweizer Ehepaars in Ruanda um 1970

Lukas Zürcher

Als Herr und Frau Schweitzer¹ im Herbst 1968 von Bern nach Kabgayi in Ruanda reisten, reihten sie sich in eine weltweit wachsende Gruppe von sogenannten 'Entwicklungsexpertinnen' und 'Entwicklungsexperten' ein, die es sich seit Beginn der 1940er Jahre zur Aufgabe gemacht hatten, Menschen und Gebiete in anderen Weltregionen zu entwickeln. Diese 'Entwicklungsexperten' – anfänglich waren es mehrheitlich Männer – bildeten dabei schnell eine zentrale Stütze einer neuen internationalen Weltordnung, welche sich ab 1940 konzeptionell an der Vorstellung 'entwickelter' und 'unterentwickelter' Regionen und Länder orientierte.² Grundlegend für den Einsatz von 'Entwicklungsexperten' war dabei die Annahme, dass 'Unterentwicklung' auf einem Wissensrückstand beruhe, der mit Hilfe von Fachleuten durch einen Wissens- und Technologietransfer von reichen in arme Länder beseitigt werden könne.³

Der triumphale Auftritt der Figur des 'Entwicklungsexperten' in der internationalen Politik des 20. Jahrhunderts ging auf die europäische Kolonialpolitik um 1940 zurück.⁴ Zu diesem Zeitpunkt richteten namentlich die französischen und englischen Kolonialpolitiker ihre Herrschaftsstrategien neu aus und wandten sich von einer konsequent auf den Nutzen ihrer europäischen Metropole ausgerichteten Kolonialpolitik ab. An ihre Stelle trat eine koloniale Entwicklungspolitik, die dem Wohlergehen der Menschen in den Kolonien mehr Bedeutung beimass und stärker auf eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen in den Kolonien abzielte.⁵ Anlass zu diesem Entwicklungskolonialismus gaben der zunehmend orga-

1 Diese Studie wäre ohne die Offenheit von Herrn und Frau Schweitzer nicht möglich gewesen. Ihnen möchte ich für die Einblicke in ihre Lebensgeschichten sowie für die Lektüre des vorliegenden Textes herzlich danken. Herr und Frau Schweitzer tragen in Wirklichkeit einen anderen Familiennamen.

2 Andreas Eckert, «Spätkoloniale Herrschaft, Dekolonisation und internationale Ordnung. Einführende Bemerkungen», in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Vol. 48 (2008), S. 3–20.

3 Berthold Unfried, «EntwicklungsexpertInnen: Andere entwickeln. Sich selbst entwickeln?», in: *Journal für Entwicklungspolitik: EntwicklungsexpertInnen*, Vol. 26 (2010) Heft 3, S. 4–13, hier S. 4.

4 Joseph Morgan Hodge, *Triumph of the expert. Agrarian doctrines of development and the legacies of British colonialism*, Athens Ohio 2007. Grundlegend zur Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit und der Entwicklungspolitik: Gilbert Rist, *The History of Development. From Western Origins to Global Faith*, New York 2008; Frederick Cooper, «Writing the History of Development», in: *Journal of Modern European History*, Vol. 8 (2010) Heft 1, S. 5–23; Frederick Cooper, *Africa since 1940. The past of the present*, Cambridge 2002.

5 Zu den Gründungsdokumenten der Entwicklungspolitik gehören der 1940 in Kraft getretene *Colonial Development and Welfare Act* und der 1946 verabschiedete *Fonds d'investissement pour le développe-*

nisierter Widerstand in den Kolonien, die Hoffnung auf mehr Profit für die Metropolen und die Suche nach einer neuen Legitimation für koloniale Fremdherrschaft.⁶ Für die wachsende Zahl von Experten, die sich in dieser Zeit von Kolonialbeamten zu 'Entwicklungsexperten' wandelten, ging die politische Neuausrichtung mit einer Vielzahl neuer Zielkonflikte und Dilemmata einher. Mit Blick auf Landwirtschaftsexperten hielt Josef Morgan Hodge etwa fest:

Local officials and technical experts vacillated between reasserting order and stability, on the one hand, and answering the demand for intensifying production and productivity, on the other; between raising colonial living standards and welfare, and responding to the pressures of metropolitan needs; between maintaining soil fertility and conservation, and exploiting colonial resources.⁷

Seit dieser Frühphase des Expertentums für Entwicklungsarbeit haben sich die unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Zielsetzungen der Entwicklungsarbeit verändert und vervielfältigt. Zu den politischen und nationalökonomischen Interessen der reichen Länder zählten mit dem Aufkommen des Kalten Kriegs bald auch geostrategische Interessen, die es von den Entwicklungsfachleuten mit den vielfach konträren Bedürfnissen der armen Bevölkerungsgruppen in Einklang zu bringen galt. Ausserdem wurde 'Entwicklungszusammenarbeit' schon bald zu einer Aporie. So mussten sich die 'Entwicklungsexperten' mit der Dekolonisation Asiens und Afrikas immer mehr als gleichwertige und gleichberechtigte Partnerinnen und Partner in einer Zusammenarbeit auf Augenhöhe verhalten, ohne allerdings von ihrer Rolle als Vorbild und 'Besserwisser'⁸ abzuweichen. Denn nur ihr angeblicher Technik- und Wissensvorsprung – ihr sogenanntes Expertenwissen – legitimierte sie dazu, anderen Menschen Wege zu Fortschritt und Entwicklung aufzuzeigen.⁹

Auch Herr und Frau Schweitzer fanden sich 1968 in Ruanda in solchen konfliktträchtigen Grundkonstellationen wieder. Die Frage, wie sich das Ehepaar im Alltag und bei der Umsetzung von Entwicklungsprojekten zurecht fand, ist Ausgangspunkt dieser Ausführungen. Dass dieser zentrale Aspekt der Entwicklungsanstrengungen – die eigentliche Implementierung von Entwicklungsvorhaben in den 'Entwicklungsländern' – bislang so wenig Beachtung gefunden hat, ist be-

ment économique et social des territoires d'outre-mer. Siehe dazu Andreas Eckert, «'We are All Planners Now.' Planung und Dekolonisation in Afrika», in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008), S. 375–397, hier S. 378–382.

6 Für eine Zusammenfassung dazu siehe Martin Rempe, *Entwicklung im Konflikt. Die EWG und der Senegal 1957–1975*, Köln/Weimar/Wien 2012, S. 33–36.

7 Hodge 2007, *op. cit.*, S. 231.

8 Philipp H. Lepenies, «Lernen vom Besserwisser. Wissenstransfer in der 'Entwicklungshilfe' aus historischer Perspektive», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 33–59.

9 Grundlegend zu dieser Aporie Maria Eriksson Baaz, *The Paternalism of Partnership. A postcolonial Reading of Identity in Development Aid*, London/New York 2005.

merkwürdig. Ein Grund hierfür liegt wohl darin, dass Entwicklungsexperten viel zu lange als bloss ausführende Akteure, ja als 'Marionetten' der Entwicklungsagenturen in den reichen Ländern betrachtet und ihnen damit eigenständige Handlungskompetenz und Mitgestaltungsmöglichkeiten der Entwicklungsvorhaben abgesprochen wurden.¹⁰ Ausserdem sind Informationen zum Arbeits- und Lebensalltag in den Archiven bis heute nur bruchstückhaft vorhanden und erfordern eine aufwendige Suche nach persönlichen Quellen wie Tagebüchern, Briefen oder mündlich überlieferten Erinnerungen. Dieses Quellenmaterial ist nur über Kontaktaufnahmen und Beziehungen zu heben, was neben grossem Zeitaufwand auch einen angemessenen Umgang mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und deren Rechten und Befindlichkeiten voraussetzt.¹¹

Erkenntnisse aus der Erforschung der Entwicklungspraxis sind aus unterschiedlichen Gründen relevant. Die Untersuchung der konkreten Entwicklungspraxis gewinnt zum einen vor dem Hintergrund der sogenannten Entwicklungsdekaden an Bedeutung, welche bisher die Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit von 1945 bis 2012 zu strukturieren und zu periodisieren halfen.¹² So wird zum Beispiel die Dekade von 1960 bis 1970 als Höhepunkt ökonomischer Modernisierungstheorien beschrieben, in der Entwicklungsakteure auf Industrialisierung, Weltmarktanschluss und Trickle-down-Effekte hofften, während die Jahre zwischen 1970 und 1980 als Dekade der Neuorientierung im Zeichen der Befriedigung der Grundbedürfnisse gelten.¹³ Auswirkungen solcher Paradigmenwechsel auf konkrete Projekte vor Ort und auf die Alltagspraxis von 'Entwicklungsexperten' sind bis heute allerdings kaum untersucht. Zum anderen gewinnt die Erforschung der Entwicklungspraxis aufgrund zweier *master narratives* oder Meistererzählungen an Bedeutung, welche die Erarbeitung einer Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit bestimmen. So war bis anhin entweder die nationale Perspektive forschungsleitend, in der die Entwicklungspolitik als Instrument der Aussenpolitik verstanden und interpretiert wurde. Oder aber es dominierte eine Meistererzählung, die von einer kaum überwindbaren, meist statisch gedachten Machtasymmetrie zwischen Entwickelten und Unterentwickelten oder zwischen aktiven Gebern und passiven

10 Anne-Meike Fechter, Heather Hindman, «Introduction», in: dies. (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling 2011, S. 1–19, hier S. 3–5.

11 Zu entsprechenden Problemen siehe Almut Leh, «Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung», in: *BIOS*, Vol. 13 (2000) Heft 1, S. 65–76.

12 Daniele Waldburger, Lukas Zürcher, Urs Scheidegger, *'Im Dienst der Menschheit'. Meilensteine der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit seit 1945*, Bern 2012.

13 Zur Kritik an der Periodisierung siehe Hubertus Büschel, «Geschichte der Entwicklungspolitik, Version: 1.0», in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11. Februar 2010, URL: https://docupedia.de/zg/Geschichte_der_Entwicklungspolitik?oldid=75517 (Stand: 30. September 2012).

Empfängern ausging.¹⁴ Beide Meistererzählungen sind bis heute erkenntnisfördernd und tragen zum Verständnis für die Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit bei. Auch für die Analyse der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit können solche Perspektiven gewinnbringend sein.¹⁵ Sie bergen allerdings die Gefahr, dass der Fokus auf nationale Aussenpolitik und systemimmanente Machtasymmetrien die zentralen Akteure der Entwicklungszusammenarbeit zum Verschwinden bringt: die Menschen, die sich tagtäglich mit der Umsetzung des Entwicklungsvorhabens beschäftigen und sich damit in einem von Widersprüchen und Zielkonflikten durchzogenen Tätigkeitsfeld bewegen. Indem dieser Beitrag den Fokus auf die Menschen legt, hier sogar bloss auf ein einzelnes Ehepaar, folgt er einem akteurzentrierten und mikrohistorischen Forschungsansatz. Damit sollen – wie bei jedem quellennahen Ansatz – überhöhte geschichtswissenschaftliche Generalisierungen und kaum hinterfragte Periodisierungen korrigiert und innere Widersprüche und Fragmentierungen makrohistorischer Entwicklungen sichtbar werden.¹⁶ Ausserdem sollen mit diesem Ansatz die Vielfalt von Handlungsoptionen aller historischen Akteure berücksichtigt und bisher wenig beachtete Gruppen wie etwa die Kinder der ‘Entwicklungsexperten’ miteinbezogen werden. Insbesondere Kinder und ihre Implikationen für die ‘Entwicklungszusammenarbeit’ sind bislang kaum als relevante Akteure im Entwicklungskontext berücksichtigt worden. Mit dem hier verfolgten Ansatz versteht sich der Beitrag nicht in erster Linie als Kritik an spezifischen Formen, Ansätzen oder Policies von Entwicklungszusammenarbeit. Vielmehr folgt er zunächst schlicht dem von Anne-Meike Fechter und Heather Hindman erlassenen «call to take seriously aid work as work and as life».¹⁷

Die Studie baut auf den bisherigen, meist ethnologischen oder kulturwissenschaftlichen Arbeiten auf.¹⁸ Sie versteht die ‘Entwicklungsexperten’ dabei weniger

14 Hubertus Büschel, Daniel Speich, «Einleitung – Konjunkturen, Probleme und Perspektiven der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit», in: dies. (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 7–29, hier S. 18.

15 In der Schweiz dominierte bis anhin die nationale Perspektive auf die Entwicklungszusammenarbeit: Jean-Jacques de Dardel, *La coopération au développement. Certitudes et interrogations*, Genf 1981; Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik*, Bern 1993; Albert Matzinger, *Die Anfänge der schweizerischen Entwicklungshilfe 1948–1961*, Zürich 1991; Dieter Freiherr von Schrötter, *Schweizerische Entwicklungspolitik in der direkten Demokratie*, München 1981; Daniel Trachsler, *Bundesrat Max Petitpierre. Schweizerische Aussenpolitik im Kalten Krieg 1945–1961*, Zürich 2011; Waldburger, Zürcher, Scheidegger 2012, *op. cit.* Die zweite Meistererzählung ist in der Schweiz nicht in ausgeprägter Form vorhanden. Ansätze dazu finden sich bei Gilbert Rist, *Wie Weisse Schwarze sehen. Wie Schweizer Hilfswerke die Dritte Welt sehen*, Basel 1979.

16 Siehe hierzu besonders den jüngst unternommenen Versuch, Einzelbiografien für Globalgeschichte fruchtbar zu machen. Bernd Hausberger, «Globalgeschichte als Lebensgeschichte», in: ders. (Hg.), *Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen*, Wien 2006, S. 9–27, hier S. 11.

17 Fechter, Hindman 2011, *op. cit.*, S. 3.

18 David Mosse (Hg.), *Adventures in Aidland. The Anthropology of Professionals in International Development*, New York/Oxford 2011.

als 'Strategische Gruppe' der 'Weltgesellschaft', die sich langfristig die Kontrolle über transnationale Ressourcenflüsse anzueignen versuchen,¹⁹ sondern vielmehr als eine disparate und durch Partikularinteressen zersplitterten Gruppe von Akteuren, die einerseits in lokale Machtlogiken verstrickt sind und andererseits als 'Hybride Experten' permanent in einer Vermittlerfunktion zwischen unterschiedlichen Akteurgruppen und deren Interessen navigieren müssen.²⁰ Ausgangspunkt für die Beschreibung der Lebensrealität von Herrn und Frau Schweitzer soll hier die Vorstellung von Entwicklungszusammenarbeit als einer Aushandlungszone sein.²¹ Mit dem Konzept der Aushandlungszone werden Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit zu Gegenständen, die konzeptionell offen und verhandelbar sind.²² Im Folgenden wird nun der Weg von Herrn und Frau Schweitzer in und durch die Aushandlungszone 'Entwicklungszusammenarbeit' nachgezeichnet. Die Untersuchung konzentriert sich dabei auf verschiedene Verhandlungssituationen, seien sie nun familiär, institutionell oder projektabhängig. Zunächst wird der Weg in diese sogenannte Aushandlungszone dargestellt und auf Verhandlungssituationen hin untersucht. Anschliessend folgen Beschreibungen des Alltags von Herrn und Frau Schweitzer in Ruanda.

Die Ausführungen basieren zunächst auf verschiedenen Interviews, die ich mit dem Ehepaar im Rahmen meiner Dissertation durchführte.²³ Die Eheleute wurden dabei einzeln befragt, als Paar und gemeinsam mit anderen Entwicklungsfachleuten, Freiwilligen für Entwicklungsarbeit und Missionarinnen und Missionaren, die in den 1960er und 1970er Jahren in Ruanda tätig waren.²⁴ Eine wichtige Quelle ist zudem das Interview, das Herr Schweitzer im Juni 2009 im Rahmen des 2006 angelaufenen Projekts *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz* gegeben hat, und das Forschenden auf Anfrage online zur Verfügung steht.²⁵ Darüber hinaus

19 Hans-Dieter Evers, *Wissen ist Macht. Experten als Strategische Gruppe*, ZEF Working Paper Series 8, Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn 2005.

20 Thomas Hüskens, *Der Stamm der Experten. Rhetorik und Praxis des Interkulturellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit*, Bielefeld 2006, S. 194; ders., «Outside the Whale: The Contested Life and Work of Development Experts», in: *Journal für Entwicklungspolitik*, Vol. 26 (2010) Heft 3, S. 14–28.

21 Monica M. van Beusekom, *Negotiating Development. African Farmers and Colonial Experts at the Office du Niger, 1920–1960*, Oxford 2002.

22 Richard Rottenburg, «Kultur der Entwicklungszusammenarbeit», in: Steffen Wippel, Inse Cornelissen (Hg.), *Entwicklungspolitische Perspektiven im Kontext wachsender Komplexität. Festschrift für Prof. Dr. Dieter Weiss*, Köln/London 2001, S. 349–377; ders., *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*, Stuttgart 2002.

23 Lukas Zürcher, *Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900–1975)*, Zürich 2014.

24 Hierzu habe ich 2010 an der Universität Zürich ein ganztägiges Erinnerungsseminar mit Unterstützung des Lehrstuhls für Geschichte der Neuzeit von Prof. Dr. Gesine Krüger organisiert.

25 Im Rahmen des Projekts *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz* wurden rund achtzig Interviews mit Personen durchgeführt, die einen wichtigen Teil ihres Lebens der Entwicklungszu-

basiert dieser Beitrag auf mündlichen Kommentaren und Präzisierungen von Herrn und Frau Schweitzer zu früheren Versionen dieses Texts. Diese mündlichen Quellen, die aus einer subjektiven Ex-post-Perspektive die Vergangenheit beleuchten, wurden mit Interviewaussagen von anderen ehemaligen Schweizer Entwicklungshelferinnen und -helfern in Ruanda ergänzt. Ebenso kann diese Arbeit auf verschiedenen Ego-Dokumenten von Herrn Schweitzer aus den 1960er und 1970er Jahren aufbauen, insbesondere auf seinem Tagebuch, verschiedenen Briefen und persönlichen Notizen – Material, das nach wie vor im Besitz von Herrn Schweitzer ist.²⁶ Insgesamt umfasst der Quellenkorpus fast nur Quellen, die von Schweizerinnen und Schweizern erstellt wurden, und gibt damit eine im Entwicklungsunterfangen stets vorhandene Hierarchie zwischen ‘Gebern’ und ‘Nehmern’ wider. Gleichwohl wird in dieser Arbeit versucht, auch eine ruandische Perspektive auf den Aufenthalt von Herrn und Frau Schweitzer sowie auf die allgemeine schweizerische Präsenz aufzuzeigen. Diese Perspektive basiert zum einen auf Interviews, die ich 2009 in Ruanda mit ehemaligen ruandischen Projektmitarbeitern durchführte. Zum anderen werden die vorhandenen schweizerischen Quellen nach afrikanischen Perspektiven durchsucht.

Auf dem Weg in die Aushandlungszone ‘Entwicklungszusammenarbeit’

Herr und Frau Schweitzer, beide Mitte der 1930er Jahre geboren, beschäftigten sich bereits in jungen Jahren mit den Themenbereichen Armut und globales Reichtumsgefälle sowie mit Möglichkeiten der Solidaritätsbezeugung gegenüber benachteiligten Menschen in aller Welt. Herr Schweitzer wuchs in privilegierten Verhältnissen auf und mit dem Satz des Vaters: «Wenn wir schon Privilegien haben, dann schulden wir auch etwas dafür.»²⁷ Auch seiner Mutter war es ein Anliegen, dass man den Armen half. Dass Hilfe nicht nur eine moralische Pflicht war, sondern auch eine Möglichkeit, Missstände zu beseitigen, war für die Familie eine Selbstverständlichkeit, ungeachtet von Weltanschauung und Religion. An einer schweizerischen Universität studierte Herr Schweitzer unmotiviert Volkswirtschaft. Politisiert wurde er während seiner Studienjahre durch den Ungarn-

sammenarbeit und humanitären Hilfe gewidmet haben. Siehe dazu <http://www.humem.ch> (Stand: 30. September 2012).

26 Zur Methode und Quellenkritik der Oral History siehe Gregor Spuhler, «Das Interview als Quelle historischer Erkenntnis. Methodische Bemerkungen zur Oral History», in: Dora Imhof, Sibylle Omlin (Hg.), *Interviews. Oral History in Kunstwissenschaft und Kunst*, München 2010, S. 15–27; Alexander von Plato, «Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss», in: *BIOS*, Vol. 13 (2000) Heft 1, S. 6–29.

27 Wo nicht anders vermerkt, ganzes Teilkapitel nach: *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz*, <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

Aufstand 1956, der den damals über 20-Jährigen zu einem Hilfseinsatz im Rahmen des IKRK in Ungarn veranlasste, wo er Lebensmittel verteilte und den «Virus dieser späteren weltweiten Hilfe oder Solidarität» aufblas. Während und nach der Studienzeit reiste er unter anderem nach Israel, wo er sich zunächst für die Kibbuz-Bewegung interessierte, dann auch im Rahmen der Freiwilligen-Organisation *Service Civil International* (SCI) nach Indien und Sri Lanka. Motiviert durch die Ideale des SCI, aber zunehmend ernüchtert angesichts des fehlenden Erfolgs der SCI-Arbeit, machte er sich auf, drei Jahre lang die Welt zu bereisen. Unentwegt suchte er nach Möglichkeiten, sich angemessen mit den Menschen, die er antraf, solidarisch zu zeigen, bis er mangels Orientierung und Strukturen an einen Punkt geriet, wo ihm klar wurde: «Jetzt ist Schluss. Jetzt, wenn ich jetzt noch weiter reise, dann drehe ich durch.»²⁸ Seine von individuellen Aushandlungsprozessen begleitete Suche nach Möglichkeiten der Solidaritätsbezeugung und Entwicklungstätigkeit fand damit ein vorübergehendes Ende.

Zurück in der Schweiz promovierte er im Bereich Soziologie über ein Dorf in Sri Lanka. Ihn interessierte, welche Faktoren Innovationen in einem Dorf begünstigen. Er stellte fest, dass Neuerungen meistens von aussen kamen. Die Doktorarbeit verfasste er nicht zuletzt seinem Vater zuliebe. Sie war nicht nur eine Art Entschädigung für enttäuschte Hoffnungen des Vaters, der für seinen Sohn eine bürgerliche Karriere vorgesehen hatte, sondern aufgrund der Ergebnisse auch eine wissenschaftliche Legitimation für sein Entwicklungsengagement. Mit der Dissertation war der innerfamiliäre Aushandlungsprozess über ein tatkräftiges Engagement zugunsten der Benachteiligten auf dieser Welt weitgehend abgeschlossen.

1964 trat Herr Schweitzer eine Stelle beim drei Jahre zuvor gegründeten *Dienst für technische Zusammenarbeit* (DftZ) an (heute: *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit*, DEZA). Herrn Schweitzers Verhältnis zur staatlichen Entwicklungszusammenarbeit und zum DftZ war von Anfang an durchzogen. Als er vom damaligen Projektverantwortlichen beim DftZ aufgrund seines bisherigen Lebenslaufs und seiner akademischen Qualifikation ein Stellenangebot erhalten hatte, zeigte er sich einerseits «sehr begeistert» und «sehr positiv». Ihm gefiel, in diesem noch wenig strukturierten und reglementierten Betrieb eine «gewisse Narrenfreiheit» zu haben. Seine Tätigkeit war äusserst vielfältig, wie ein «Birchermüesli», erinnert sich Herr Schweitzer heute. Eine zentrale Beschäftigung war für ihn unter anderem der Verkauf von Tibeterteppichen in der Schweiz. Die Teppiche waren das Produkt eines Entwicklungsprojekts, das die Schweiz mit tibetischen Flüchtlingen in Indien und Nepal durchführte. Bei seinen Bemühungen, diese Teppiche in der Schweiz abzusetzen, setzte Herr Schweitzer auf «nette herzige, junge Tibeterli, die

28 Ganzer Abschnitt *ibid.*

da herumtanzen und so, und das rührt alle Schweizer Herzen», wie er sich heute etwas salopp ausdrückt. In diesem Kontext lernte er seine spätere Frau kennen:

Man [hatte] mir gesagt, da gibt es irgend eine junge Rotkreuzschwester, die hat so eine Tanzgruppe. Da dachte ich: Ja, die engagiere [ich], oder? Und engagierte die. Und danach kriegte ich eigentlich noch mehr Freude an dieser jungen Dame als an diesen tanzenden Kindern (lächelt).

Mühe bekundete Herr Schweitzer andererseits mit dem Eigeninteresse der Schweiz bei der Auswahl von Entwicklungsprojekten. Die Spannung zwischen Eigeninteresse und Solidarität war für ihn ein wachsendes Problem. So erklärt er rückblickend:

Jedes grössere Projekt [...] musste abgesegnet werden [...]. Es musste schliesslich auch etwas für uns dabei rausschauen, [...] sonst hätte es im Parlament einen Sturm gegeben: Wir werfen ja das Geld raus für nichts. Und es musste politisch stimmen [...] und das ist manchmal eine Gratwanderung, oder? Und wir sind dazwischen, und wir mussten das irgendwie dem Bundesrat verkaufen können und der Bundesrat wieder diesen Departementen, dass das stimmt. Und das ist jetzt genau dieser Punkt, der mich eigentlich ein bisschen anfang [...] zu frustrieren. [...] Es kann doch nicht wahr sein, dass man eine Sache, die eigentlich gedacht ist, um den Ärmsten zu helfen, eigentlich danach an Bedingungen geknüpft, was in der schweizerischen Politik stimmen muss, genauso in den eigenen Interessen der Wirtschaft. Ich fand, das sei eigentlich ein bisschen ein Etikettenschwindel, oder?

Nach vier Jahren beim DftZ dachte Herr Schweitzer an eine berufliche Neuorientierung. Zwar hatte er sich mit seinen Arbeitskollegen in der Zentrale gut verstanden, der Wunsch nach weniger Strukturen, Kompromissen und politischen Ausmachungen nahm aber stetig dazu. Bisweilen kam sich Herr Schweitzer vor «wie ein kastrierter Muni».²⁹ Vor seinem Abgang wollte er aber gerne nochmals einen Auslandsaufenthalt absolvieren. Dieser Wunsch wurde ihm vom damaligen Delegierten des Bundesrats für technische Zusammenarbeit, Sigismond Marcuard, gewährt. Mehr noch: Herr Schweitzer durfte sich sogar ein Einsatzland aussuchen, worauf er antwortete: «Ich war noch nie in Afrika.»³⁰ Die Herren kamen überein, dass Ruanda ein geeignetes Einsatzland für Herrn Schweitzers Abschlusswunsch darstelle, da sie dort im Rahmen eines Genossenschaftsprojekts Einsatzmöglichkeiten für einen Soziologen vermuteten. «Geht mal schauen, ob ihr euch dort nützlich machen könnt. Ihr könnt euch euer Pflichtenheft gleich selber schreiben», erinnert sich Herr Schweitzer heute an den damaligen Gesprächsverlauf. «Und dann schrieb ich mir ein Pflichtenheft.» Im Einvernehmen mit den DftZ-Verantwort-

29 Im Schweizerdeutschen wie auch in anderen alemannischen Dialekten steht 'Muni' für 'Stier'.

30 Wo nicht anders vermerkt, siehe im Folgenden: *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz*, <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

lichen definierte Herr Schweitzer seinen Einsatz in Ruanda nicht als mehrjährigen Entwicklungseinsatz, sondern als zunächst sechsmonatigen Besuch zur Erstellung einer Expertise. Bemerkenswert bei diesem Aushandlungsprozess ist die grosse Handlungsfreiheit von Herrn Schweitzer. Diese resultierte unter anderem aus dem Umstand, dass die 'unterentwickelte' Welt als homogene Einheit und Herr Schweitzer allgemein als 'Entwicklungsexperte' betrachtet wurde. Den regionalen und kulturellen Unterschieden zwischen den verschiedenen 'unterentwickelten' Ländern und Regionen kam demgegenüber wenig Gewicht zu. Ausserdem wurde der Weiterbildung der 'Entwicklungsexperten' grosse Bedeutung beigemessen.

In der Zwischenzeit hatte aber auch die «junge Rotkreuzschwester» mit der tibetischen Tanzgruppe eine Entscheidung getroffen. Frau Schweitzer hatte eine Stelle als Krankenschwester in Uganda in Aussicht. Dieser Stellenantritt sollte ihr bisheriges humanitäres Engagement krönen. Frau Schweitzer stammt aus einer bürgerlich-katholischen Familie aus der Ostschweiz, die im Handwerk und im Gastgewerbe tätig war, und wuchs in finanziell bescheidenen Verhältnissen auf. Ihr Wunsch nach einer Laufbahn im Kunstbereich erfüllte sich nicht, so dass sie eine Zweitausbildung als Krankenschwester wählte mit dem Ziel, in einem 'Entwicklungsland' arbeiten zu können. Am Rotkreuzspital in Zürich, wo sie die Lehre absolviert hatte, erfuhr sie, dass Leiterinnen für Heime für tibetische Flüchtlinge in der Schweiz gesucht würden. In dieser Funktion lernte sie ihren Mann beim Teppichverkauf kennen.³¹

Herr und Frau Schweitzer standen nun vor der Wahl, nach Ruanda oder nach Uganda zu reisen. «Er hat mich überredet», erklärt Frau Schweitzer heute.³² Wichtig war bei diesen Verhandlungen das Argument, dass sich dann für Frau Schweitzer in Ruanda wohl schon irgendeine nützliche Tätigkeit finden werde. Den damaligen gesellschaftlichen Normen entsprechend gab Frau Schweitzer ihre eigenen Zukunftspläne zugunsten jener ihres Mannes auf. Weder die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen in Ruanda oder Uganda oder allfällige Bedürfnisse der dort lebenden Bevölkerung, noch die individuellen persönlichen und beruflichen Fähigkeiten und Stärken von Herrn und Frau Schweitzer bestimmten letztlich die Auswahl des Einsatzortes. Entscheidend waren vielmehr das Geschlecht und die patriarchalische Gesellschaftsstruktur in der Schweiz.

Kurz vor der Abreise heiratete das junge Paar und folgte damit einem verbreiteten Muster unter Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfern.³³ Bei Herrn

31 Abschnitt nach Gesprächsnotizen, Bern, 27. Juni 2012.

32 Interview mit Frau Schweitzer, Zürich, 17. Februar 2010.

33 In Österreich trug der damalige Österreichische Entwicklungshelferdienst (ÖED) den Übernahmen 'Österreichischer Ehebahnungsdienst'. Gerald Hödl, «'Es tut mir nicht leid, dass ich's gemacht hab'. Eine 'Oral History' der österreichischen Entwicklungshilfe», in: *Journal für Entwicklungspolitik*, Vol. 26 (2010) Heft 3, S. 95–118, hier S. 112.

und Frau Schweitzer waren es nun aber nicht in erster Linie gesellschaftliche Wertvorstellungen oder gar ungeschriebene Richtlinien des DftZ, die zu diesem Schritt Anlass gaben. Vielmehr wollte das Paar, das aus unterschiedlichen sozialen Schichten stammte, den Auslandsaufenthalt nutzen, um das Eheleben unbehelligt von gesellschaftlichen Konventionen und familiären Einflüssen einüben zu können. Gleichwohl begann auch für sie mit der Reise nach Ruanda eine doppelte Herausforderung: Zum einen galt es, sich in einer neuen Gesellschaft nützlich zu machen und als 'Entwicklungsexperte' Akzeptanz zu gewinnen. Zum anderen musste man das Leben als Paar ausprobieren und aushandeln. Mit Blick auf diese doppelte Herausforderung erklärt Herr Schweitzer rückblickend: «In unserem Fall war das natürlich noch mehr ein Sprung ins kalte Wasser mit diesem Ruanda.»³⁴

In der Aushandlungszone: Der Alltag von Frau Schweitzer

In Ruanda angekommen, lebte und arbeitete das Ehepaar in der Missionsstation Kabgayi. Diese Missionsstation war vergleichsweise gross und umfasste neben dem Sitz des Erzbischofs von Ruanda auch Spitaleinrichtungen, Schulen, eine Druckerei und eine Genossenschaft. Gerne hätte Frau Schweitzer nun im nahe gelegenen Spital als Krankenschwester gearbeitet. Die dort zuständigen Schwestern sahen allerdings keine Einsatzmöglichkeit für Frau Schweitzer, da sie von der ins Spital integrierten Schwesternschule bereits genügend Personal hatten. Im Fachwissen und in der Ausbildung von Frau Schweitzer in der Schweiz sahen sie offenbar auch keinen Mehrwert für ihre Schwesternschule. Lieber vergaben sie offene Stellen an ruandische Krankenschwestern. Nur in den letzten drei Monaten ihres Aufenthalts konnte Frau Schweitzer infolge einer personellen Vakanz doch noch tätig werden.³⁵

Diese unbefriedigende Situation wirkte sich auf die Beziehung des Ehepaars aus. Wie auch viele andere Ehepaare erlebten die Jungvermählten im Entwicklungsland ihre ersten Ehejahre als Bereicherung wie auch als Prüfung, als «einen richtiger Partnerschaftstest». Da Frau Schweitzer nicht arbeiten konnte und in Haus und Garten auch noch von ruandischem Personal unterstützt wurde, das aufgrund der Gepflogenheiten angestellt werden musste, war ihr Alltag eintönig und unausgefüllt. «Ich hätte so gerne etwas gemacht», seufzt sie noch heute. Für die wenigen sozialen Aktivitäten, die Kabgayi den Ausländerinnen und Ausländern zu bieten hatte, vermochte sie sich gemeinsam mit ihrem Mann nicht zu begeistern. Namentlich für das Tennisspiel konnten sie sich nicht erwärmen, teils mangels In-

34 Vgl. *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz*, <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

35 Interview mit Frau Schweitzer, Zürich, 17. Februar 2010.

teresse, teils aber auch, weil sie im Tennisspiel einen «kolonialen Sport» sahen.³⁶ Erschwerend kam hinzu, dass Frau Schweitzer kurz vor ihrer Abreise nach Ruanda schwanger wurde, was ihren Aktionsradius zunehmend einschränkte. Da ihr Mann ausserdem oft tagelang unterwegs war, sass Frau Schweitzer nun vielfach einfach alleine in Kabgayi und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Einmal, als das Ehepaar gemeinsam von einem Ausflug wieder in Kabgayi eingetroffen war, notierte sich Herr Schweitzer in sein Tagebuch: «Fast tut es mir leid, wie ungern meine Frau wieder nach Kabgayi zurückkehrt.»³⁷ Die Situation entspannte sich etwas, als Frau Schweitzer begann, ihren Angestellten im eigenen Haus Französisch zu unterrichten. «Das war sehr nett», erklärt sie im Rückblick. Sie habe einfach Freude an dieser Arbeit gehabt und die Angestellten ebenfalls.³⁸

Die Erfahrungen von Frau Schweitzer in Ruanda zeigen, dass sich in der Missionsstation Kabgayi im zwischenmenschlichen Kontakt die Definitionen von 'Entwickelten' und 'Unterentwickelten' beziehungsweise die Hierarchien zwischen Gebern und Empfängern aufzulösen begannen. So wird ersichtlich, dass die ruandischen Spitalverantwortlichen nicht jede angebotene Hilfe aus dem Ausland dankend annahmen, sondern dass anderen Überlegungen, etwa der Ausbildung ruandischer Krankenschwestern, höhere Priorität beigemessen wurde. Unklar bleibt dabei, wie weit es sich hier auf ruandischer Seite um einen bewussten Akt der Selbstbehauptung handelte. Bei den Französischstunden wiederum ging es offenbar um eine Situation, bei der das Geben und Nehmen zumindest gegenseitig war und aus der alle Beteiligten einen Nutzen ziehen konnten, sei es in Form von Spracherwerb, Geselligkeit, Sinnstiftung oder Zeitvertreib.

Nach rund acht Monaten bekamen Herr und Frau Schweitzer ihr erstes Kind. Sie folgten damit einem verbreiteten Verhaltensmuster unter Schweizerinnen und Schweizern in Entwicklungsländern. Der Familiennachwuchs gab Frau Schweitzer zum einen eine neue Beschäftigung. Die Geburt des Kindes hatte aber auch noch ganz andere Implikationen. Dass die Frauen von 'Entwicklungsexperten' Kinder bekamen, blieb auf ruandischer Seite weder unbemerkt noch uninterpretiert. Für die Zusammenarbeit und das Zusammenleben war die Existenz von Kindern von kaum zu unterschätzender Bedeutung. Kinder verliehen den jungen Erwachsenen einen neuen Status, sie waren nicht mehr nur 'Entwicklungsexperten' oder 'Entwicklungsexpertinnen' bzw. Ehefrauen von 'Entwicklungsexperten', sondern auch Väter und Mütter. Damit wurde eine neue Ebene des Austauschs geschaffen, eine Ebene, auf der sich Schweizerinnen und Schweizer und Ruanderinnen und Ruan-

36 Gesprächsnotiz, Bern, 27. Juni 2012.

37 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 2, 1969, S. 21. Privataarchiv, Bern.

38 Interview mit Frau Schweitzer, Zürich, 17. Februar 2010.

der nicht nur als 'Entwickelte' und 'Unterentwickelte' begegneten, sondern neu auch in der Funktion als Väter und Mütter aufeinander zugehen konnten. Ausserdem erhöhten Kinder den Status von Ausländerinnen und Ausländern und ihre Akzeptanz in der Gesellschaft.³⁹ Dies vor allem dann, wenn die Schweizer Eltern ihre Kleinen in lokale Kindergärten und Schulen schickten und sich damit auch von anderen Europäerinnen und Europäern abzugrenzen vermochten.⁴⁰ Darüber hinaus waren die Kinder, sofern sie für einige Jahre im Einsatzland lebten, vielfach als einzige in der Lage, sich in der lokalen Sprache zu verständigen und so neue Kontaktmöglichkeiten zu schaffen.⁴¹

Das Verhalten der Ausländerinnen und Ausländer aus Europa wurde von den Ruanderinnen und Ruander genau beobachtet. So entstand aus der Feststellung, dass die meisten Ehepaare ein oder zwei Kinder hatten, schnell die Theorie, dass Menschen aus Europa nicht mehr als zwei Kinder zeugen konnten. So stiess etwa ein Schweizer Ehepaar, das mehr als zwei Kinder hatte, mit dieser Kinderschar auf Verwunderung und erntete entsprechende Bemerkungen in ihrem ruandischen Umfeld.⁴² Ausserdem kursierte in ruandischen Kreisen zumindest vereinzelt die These, dass Schweizer Ehepaare in erster Linie nach Ruanda reisten, um hier Kinder zu kriegen, weil vielleicht in Ruanda das Klima besser sei als in der Schweiz.⁴³ Mit der Geburt ihrer Kinder lösten die Schweizerinnen und Schweizer bei den Ruanderinnen und Ruandern also Spekulationen über die schweizerische Zeugungsfähigkeiten sowie über versteckte Ziele und Absichten hinter dem schweizerischen Entwicklungsengagement aus. Zunächst zeigt dies, dass die Ruanderinnen und Ruander den Entwicklungsabsichten der Schweizer nicht trauten und noch andere Motivationen hinter dem schweizerischen Entwicklungsengagement vermuteten. Vor allem aber vermischten sich mit solchen Theorien die Grenzen zwischen 'Entwickelten' und 'Unterentwickelten'. So wurden die Besucherinnen und Besucher aus der Schweiz durchaus als defizitär und – angesichts der geringen Kinderzahl – zumindest mit Blick auf die Zeugungsfähigkeit als 'unterentwickelt' betrachtet. Die Kinder und die mit ihnen verbundenen Theorien brachten damit Dynamik in das starre Schema von 'Entwicklung' und 'Unterentwicklung' und untergruben gängige Entwicklungsrhetoriken der Geber aus dem Norden.

39 Zur Funktion von Kindern in Entwicklungseinsätzen ist bislang kaum geforscht worden. Zu Kindern in einem anderen, dem missionarischen Kontext siehe Dagmar Konrad, *Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission*, Münster/New York/München/Berlin 2001, S. 315–341.

40 Interview mit J.-D. N., Kigali, 29. Juli 2009.

41 Interview mit W. R., Zürich, 17. Februar 2010.

42 *Ibid.*

43 Interview mit J. H., Kigali, 25. Juli 2009.

In der Aushandlungszone: Der Alltag von Herrn Schweitzer

Herr Schweitzer befand sich in einer anderen Situation als seine Frau. Er hatte eine Stelle bei der Genossenschaft *Travail, Fidélité, Progrès*, kurz: Trafipro.⁴⁴ Die Trafipro war damals eines der weltweit grössten und personalintensivsten Projekte des DftZ. Die Trafipro kaufte bei den ruandischen Bauern und Genossenschaftern Kaffee zu angemessenen Preisen und verkaufte diesen auf dem Weltmarkt. Umgekehrt verkaufte die Trafipro den Bauern tägliche Gebrauchsartikel zu erschwinglichen Preisen. Die Geschichte der Trafipro verlief bis 1968 äusserst bewegt.⁴⁵ Gegründet wurde die Genossenschaft 1956 von einem belgischen Missionar, der der *Missionsgesellschaft der Missionare von Afrika*, den *Weissen Vätern*, angehörte. Schon bald entwickelte sich die Trafipro zu einem Vehikel, mit dem die in den 1950er Jahren an Macht und Einfluss gewinnende Führungsschicht der Bevölkerungsgruppe der sogenannten Abahutu ihren politischen Kampf gegen die bisherigen Machtinhaber, die mehrheitlich zu den Abatutsi gezählt wurden, finanzieren und organisieren konnten.⁴⁶ Die dadurch entstehenden Kosten brachten die Genossenschaft ein Jahr nach der 1962 erfolgten Unabhängigkeit Ruandas in eine finanzielle Notlage. Die Schweiz, die vom ersten ruandischen Präsidenten 1962 um technische Hilfe angefragt worden war, gab dem Begehren statt und machte 1963 die Genossenschaft zum wichtigsten Projekt in Ruanda.⁴⁷ Nach einer erfolgreichen Phase des Auf- und Ausbaus geriet die Genossenschaft 1966 wegen Managementfehlern und sich verändernden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in der Region erneut in finanzielle Nöte. Die prekäre Situation führte zu Spannungen zwischen der ruandischen Regierung und ihren Vertretern im Verwaltungsrat der Trafipro und den schweizerischen Entwicklungsverantwortlichen, die die Genossenschaft operativ führten. Im Kern drehten sich diese Konflikte um zwei Fragen: Zum einen wurde darüber gestritten, ob die Genossenschaft ein selbsttragendes Entwicklungsprojekt sein sollte, das wirtschaftlich rentiert, oder ob mit der Trafipro die gesamte ruandische Wirtschaft auf genossenschaftlicher Basis aufgebaut werden sollte. Während die Schweizer Direktion der Trafipro und eine Mehrheit der Schweizer

44 Die Ausführungen zu diesem Teilkapitel basieren auf: Zürcher 2014, *op. cit.*

45 Othmar Hafner, *Commercialisation et développement. L'entreprise coopérative Trafipro au Rwanda*, Diss. Bern 1973.

46 Auf Kinyarwanda heissen die Angehörigen der drei grössten ethnischen Gruppen in Ruanda Umu-hutu, Umututsi, Umutwa (sg.) bzw. Abahutu, Abatutsi, Abatwa (pl.). Daneben sind auch die Bezeichnungen Bahutu, Batutsi, Batwa verbreitet. In der kolonialzeitlichen Literatur finden sich häufig die Bezeichnungen Wahutu und Watussi. Ausserdem werden die verkürzten Formen Hutu und Tutsi verwendet.

47 Zum gegenseitigen Auswahlprozess siehe Lukas Zürcher, «'So fanden wir auf der Karte diesen kleinen Staat'. Globale Positionierung und lokale Entwicklungsfantasien der Schweiz in Ruanda in den 1960er-Jahren», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 275–309.

Mitarbeiter ein Konzept verfolgten, das die Trafipro als selbsttragendes und auf Rentabilität ausgerichtetes Entwicklungsprojekt definierte, zielten der ruandische Staatspräsident Grégoire Kayibanda und der ruandische Verwaltungsrat der Trafipro auf eine umfassendere Ausrichtung. Sie sahen in der Trafipro in erster Linie einen für die Entwicklung ganz Ruandas zuständigen Motor. Zum anderen drehten sich die Trafipro-Debatten um die Frage, wie stark das Unternehmen sich auf den Einkauf und Verkauf von Gütern zu beschränken habe und welche Bedeutung der genossenschaftlichen Selbstorganisation beigemessen werden sollte. Hier unterstützten die Schweizer mehrheitlich eine auf Einkauf und Verkauf fokussierte Genossenschaft, während die ruandische Seite die genossenschaftliche Selbstorganisation stärker betonte.

Die Auseinandersetzung zwischen der schweizerischen und der ruandischen Seite um die Ausrichtung der Trafipro eskalierte 1966/67 bei einer Neubesetzung des Postens des Trafipro-Direktors. Die Schweizer Beamten setzten sich dabei über den Willen des ruandischen Staatspräsidenten und den ruandischen Verwaltungsrat der Trafipro hinweg und installierten einen neuen Direktor mit dem Auftrag, die Trafipro zu sanieren und wieder rentabel zu machen. Diese schweizerische Machtdemonstration hatte Wirkung. Zum einen konnte die Rentabilität der Genossenschaft tatsächlich wiederhergestellt werden. So wurden neue Gelder für Sanierungsmassnahmen gesprochen, Filialen geschlossen, das Sortiment reduziert und Massnahmen gegen Diebstahl und Missbrauch ergriffen. Die Zahl der Schweizer Mitarbeitenden stieg dabei von ursprünglich fünf im Jahr 1964 auf 17 im Jahr 1968. Nach der Sanierung ging die Zahl bis 1971 wieder auf zwölf zurück.⁴⁸ Zum anderen zogen diese Spannungen eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Trafipro-Mitarbeitern der beiden Länder nach sich. Die Schweizer Entwicklungsverantwortlichen verhielten sich Mitte der 1960er Jahre ähnlich wie eine Kolonialmacht in den 1940er Jahren: Auf den vielfältigen Widerstand auf afrikanischer Seite reagierte sie mit einem erhöhten Transfer finanzieller und personeller Ressourcen. Insbesondere die 17 Schweizer Mitarbeiter, die 1968 die wichtigsten Funktionen innehatten und die Trafipro beinahe zu einem Schweizer Unternehmen in Ruanda machten, sandten eine unmissverständliche Botschaft an die ruandischen Mitarbeiter. Diese Botschaft formulierte die Schriftstellerin Isolde Schaad im Zusammenhang mit schweizerischen Hilfsbemühungen in Ostafrika so: «Wenn *Wir* nicht da sind, dann wird das, was *Ihr* in *Unseren* Projekten unternimmt, nicht so perfekt, wie *Wir* das wollen. Denn es sind *Unsere* Projekte.»⁴⁹

48 Hafner 1973, *op. cit.*, S. 31–33.

49 Isolde Schaad, *Knowhow am Kilimandscharo. Verkehrsformen und Stammesverhalten von Schweizern in Ostafrika. Eine Lektüre*, Zürich 1984, S. 19, Hervorhebungen im Original.



Abbildung 1: Begehrte Waren: Mobile Verkaufsstelle der Genossenschaft Trafipro, ca. 1970. Bildnachweis: A. S. (Privatarchiv).

Im Herbst 1968 gelangte Herr Schweitzer in diese ungemütliche Arbeitssituation: «Da war eigentlich der Wurm zu Beginn schon drin», resümiert Herr Schweitzer rückblickend seine Situation.⁵⁰ Dieser «Wurm» steckte nicht nur in den konkurrierenden Konzeptionen und Ausrichtungen des Projekts, sondern auch in der Zusammensetzung der Schweizer Trafipro-Mitarbeitenden. Seine Arbeitskollegen aus der Schweiz beschrieb er in seinem Tagebuch wie folgt:

A: bietet herzliche Gastfreundschaft, Bs: 'fröhliche Greenhorns'. C: aufgeweckt und intelligent, [...] behandelt die 'Schwarzen' freundlich, aber als 'boys'. D ist müde, möchte heim. Schade. Er hat fünf Jahre Afrikaerfahrung und kannte alle T[rafipro]-Direktoren. E: Kein Idealist: Jeder der aufsteigt, stiehlt. Wirkt flink im Geist und bestimmt, ist aber doch recht jung [für seine Aufgabe]. Von F habe ich keinen besonderen Eindruck (etwas versumpft, besonders seit er zwei rwandesische Mädchen totfuhr!). G wird geschätzt als einer, der seine Haltung nicht ständig ändert. H, Junggeselle, deshalb auch regelmässiger Barbesucher, erzählt mir, wie die Schwarzen die Finsternis und die Banditen fürchten. [...] I, für mich der Typ des intelligenten, ehrgeizigen Weissen. Er versteht 'sofort' das ganze Trafipro-Problem. Auch J lädt mich ein. [...] J wirkt etwas hilflos, z.Z. ohne Frau, ohne 'boy', mühsam im Gespräch [...].⁵¹

⁵⁰ Vgl. <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

⁵¹ Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 2f. Privatarchiv, Bern. Die Namen der im Tagebuch erwähnten Personen wurden durch Grossbuchstaben in alphabetischer Reihenfolge ersetzt.

Der gemeinsame Arbeitsalltag dieser Schweizer gestaltete sich schwierig. Nicht nur waren die individuellen Erfahrungen und Motivationen am Arbeitsplatz sehr unterschiedlich. Auch die Ausweichmöglichkeiten innerhalb dieser Gruppe waren begrenzt. Meist teilten sich diese Leute nicht nur den Arbeitsalltag, vielfach verbrachten sie auch die Freizeit an denselben Örtlichkeiten. Hinzu kam, dass die Schweizerinnen und Schweizer mit ihren persönlichen Erfahrungen und Schicksalsschlägen, mit ihrem Einfluss und ihrem Reichtum, worüber sie in Ruanda plötzlich verfügten, sowie mit ihrer stets ausserordentlichen Lebenssituation vielfach überfordert waren. Vom DftZ erhielten sie wenig Unterstützung bei der Bewältigung des Arbeits- und Lebensalltags. Ein damaliger Schweizer 'Experte', der in einem anderen Schweizer Entwicklungsprojekt in Ruanda arbeitete, erklärte zu dieser Überforderung rückblickend:

Die institutionelle Pflege der Psyche der Entwicklungshelfer, die hat eigentlich versagt, wenn man das sagen kann, weil man die ganze Tiefe der Konfrontation der sich überlagernden Kulturen zu wenig verstanden hat, zu wenig ernst genommen hat. Und weil man sich natürlich immer als Besserwisser überlagern wollte: 'macht endlich, Afrikaner!' Und dass da ganz andere Kräfte, andere Erwartungen aufeinander treffen, das hat man schon wahrgenommen, aber man musste ja produzieren, man musste ja was leisten. Man konnte sich dort nicht einfach afrikanisch verhalten.⁵²

Auch Herr Schweitzer musste etwas leisten. Seinen Leistungsauftrag hatte er sogar selber in seinem Pflichtenheft festgeschrieben. Innerhalb dieser Genossenschaft war er für die Förderung der genossenschaftlichen Mobilisierung und Selbstorganisation unter den ruandischen Bauern zuständig. Engagiert und pflichtbewusst stürzte sich Herr Schweitzer in die Arbeit: «Opfere die Sonntage – auch etwas die Familie», notierte er sich zu Beginn seines Aufenthalts in sein Tagebuch.⁵³ Es war für Herrn Schweitzer eine Herausforderung, sich in die Gruppe der Schweizer Mitarbeiter zu integrieren. Seine eigene damalige Position in dieser Gruppe von 'Entwicklungsexperten' skizziert er aus heutiger Perspektive wie folgt:

Und da bin ich, «jetzt kommt da ein kleiner Soziologe, ziemlich unbedarft» (Hochdeutsch) und [...] ist auch nicht, äh, Afrikaspezialist. Ich kannte da die Afrikakultur ja überhaupt nicht. Und sollte jetzt da für Bern [...] eigentlich eine Expertise machen. Also, wie kann man jetzt diesem Unternehmen, das etwas in der Luft hängt, weil es nicht verankert ist, weder in der Politik, noch in der Bevölkerung, wie könnte man jetzt das, dem eigentlich mehr Boden geben?⁵⁴

52 Interview mit A. S., Zürich, 17. Februar 2010.

53 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 3. Privatarchiv, Bern.

54 Vgl. <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).



Abbildung 2: Genossenschaftlicher Wagenpark: Ausrangierte Schweizer Armeelastwagen im Einsatz für die Trafipro, ca. 1965. Bildnachweis: Jakob Peter Uetz (SozArch_F_5102).

Auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage, wie das Projekt bei der ruandischen Bevölkerung besser verankert werden könnte, war Herr Schweitzer weitgehend auf sich alleine gestellt. Er merkte dabei schnell, was eines seiner grundlegenden Probleme war: «Ich bin auch nicht ein Genossenschaftsspezialist.»⁵⁵ Herr Schweitzer, der weder Afrika- noch Genossenschaftsexperte war, nun aber gegenüber der ruandischen Bevölkerung genossenschaftliche Ideale fördern und das Genossenschaftswesen festigen sollte, konnte nur auf wenig Hilfe zählen. Als 'Entwicklungsexperte' und der lokalen Sprache Kinyarwanda nicht kundig, gelang es ihm nur bedingt, auf der ruandischen Seite um Rat zu fragen. Wie viele andere 'Entwicklungsexperten' vertiefte auch er nicht den beruflichen Austausch mit den Missionaren vor Ort. Zwar suchte er durchaus den Kontakt, freundete sich mit ihnen an und machte ein Mitglied der Missionsgesellschaft der Weissen Väter gar zum Paten seines Kindes. Dennoch führt er heute selbstkritisch aus:

Ich kam ja nicht einmal auf die Idee, dass man eigentlich zu den alten Missionaren in die Schule hätte gehen müssen. Die alten Missionare, die ein Leben lang dort lebten, die die Sprache sprachen, die schon lange nicht mehr einfach Missionare waren, die irgend-

⁵⁵ *Ibid.*

wie taufen und predigen, sondern die handfeste Entwicklungshilfe in allen Dörfern machten. Mit denen redete nicht einmal ich (zeigt auf sich) viel, obwohl die mir eigentlich sehr viel hätten beibringen können [...].⁵⁶

In dieser Situation, in der sich innerhalb der Schweizer Expertengruppe vielfach Unwissen, Halbwissen und Besserwissen zu einem 'Expertenwissen' vermengten, kämpfte sich Herr Schweitzer durch den Alltag. So überfordert er war, so beschränkt war sein Tätigkeitsfeld.

Was ich konkret machte: ich war eigentlich der Driver meines Teams [...], das im ganzen Land mit dem Auto Genossenschaftsversammlungen organisierte. [...] Ich lernte die Sprache nie [...] Aber damit (somit) organisierten sie es auch selber [...].⁵⁷

Diese Form von 'Expertenwissen' hatte neben einer beschränkten Einsatzmöglichkeit noch andere Folgen. Einerseits führte es zu ganz unterschiedlichen Problembezeichnungen bei der Entwicklungszusammenarbeit. So ortete ein Schweizer Kollege gemäss Tagebuchnotizen von Herrn Schweitzer das Problem bei den 'Experten' selber: «Unser Handicap: Wir sind 'Grossverdiener'.» Ein anderer, der sich gerne in Bars aufhielt, unterstrich diesen Punkt mit den Worten: «Die Rwandesen verstehen nicht, wie die Schweizer so unendlich reich sein können.» Schliesslich glaubte ein dritter Kollege aus der Schweiz, «die 'Mauer' zwischen Rwandesen und Ausländern sei undurchdringbar. Fremde Einmischung sei unerwünscht. Auch nach Jahren habe er noch keinen Einblick in die Politik.»⁵⁸ Andererseits kam es zu allerlei pauschalisierenden Interpretationen des Ruanders an und für sich sowie von dessen Handlungsspielräumen. Ein Kollege Herrn Schweitzers analysierte dazu selbstsicher: «Die Rwandesen befriedigten 'technisch', doch fehle den Führungskadern der Mut zu selbständigen Entscheidungen. [...] Kein Filialleiter kann selbständig handeln. Wenn er Diebstähle zu verhindern versuche, würde er zusammengeschlagen.»⁵⁹ Ob Reichtumsgefälle, eine nicht näher definierte «Mauer» oder sozialer Druck und Kontrolle – jeder Schweizer zimmerte sich in Ruanda seine ganz eigene Theorie zur Erklärung der mangelhaften Zusammenarbeit zwischen Schweizern und Ruandern zusammen.

Vor diesem Hintergrund, der sich aus Heterogenität in der Gruppe, Wissenslücken, Überforderung und einem Jahrmarkt von Problembezeichnungen und Interpretationen zusammensetzte, herrschte innerhalb der Gruppe der Schweizerinnen und Schweizer nicht nur freundschaftlicher Austausch und gegenseitige Unterstützung. Vielmehr zeichnete sich das rein schweizerische Zusammenleben auch durch

56 *Ibid.*

57 *Ibid.*

58 Ganzer Abschnitt nach: Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 2, Privataarchiv, Bern.

59 *Ibid.*, S. 1.



Abbildung 3: Gemeinsam bei der Arbeit: Schweizer und Ruander in einem Büro der Trafipro, ca. 1965. Bildnachweis: Jakob Peter Uetz (SozArch_F_5102).

Misstrauen, Konkurrenz und eine Fülle von Konflikten aus. Neben Diskussionen über die richtige Strategie für die Genossenschaft gaben auch andere Themen zu Zwietracht Anlass. Dies ist grundsätzlich wenig überraschend: Wo gearbeitet wird, gibt es Konflikte. Mit Blick auf Entwicklungszusammenarbeit sind aber einige

Konflikthintergründe bemerkenswert. So konnte der Kontakt zu ruandischen Mitarbeitenden und zur ruandischen Bevölkerung eine Konfliktquelle darstellen. Der Kontakt zu Ruanderinnen und Ruandern war Aufgabe und Pflicht für jeden 'Entwicklungsexperten'. Dabei konnte dieser Kontakt durchaus auch Formen eines Statussymbols annehmen und damit der Selbstbestätigung und Abgrenzung gegenüber anderen 'Entwicklungsexperten' dienen. Entsprechend wurde er nicht nur gerne unterstrichen, sondern war immer auch von Skepsis und Missgunst begleitet. Wer viel Kontakt zu ruandischen Mitarbeitern hatte, unterstützte wohl eher auch deren breites Trafipro-Konzept, munkelte man gerne unter Schweizern. Herr Schweitzer erklärt rückblickend:

Ich hatte einen sehr guten Kontakt mit diesen Ruandern. Währenddem die Schweizer Experten sehr oft eigentlich allein arbeiteten und sahen das gar nicht so wahnsinnig gerne, dass ich so einfach stets nur mit Ruandern verkehrte.⁶⁰

60 Vgl. <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

Die vorhandenen Konflikte wurden vielfältig ausgetragen. Rückblickend vermutet Herr Schweitzer, dass er während seines Einsatzes in Ruanda von der schweizerischen Leitung der Trafipro bewusst an den Rand gedrängt wurde, da er einem auf Rentabilität fokussierten Kurs im Wege stand. Etwas salopp führt er diese Annahme mit den Worten aus:

[Ich] merkte natürlich bald, dass ich auch als Störenfried betrachtet werde von der Schweizer Seite, zum guten Teil (von den meisten), vor allem vom Direktor. Der merkte: Jetzt hat da Bern so einen Schnüffler geschickt, oder, so einen Soziologen, die kann man ja sowieso eigentlich nicht so brauchen. Das sind so (lächelt und fuchelt mit der Hand vor dem Kopf), das sind so schöngestige Leute, [...] und wandte natürlich einen ganz schlaun Trick an. Er sagte: Sehr gut, dass ihr da seid, äh, und ich finde die Genossenschaftsidee ausgezeichnet. Wir haben dort eine Genossenschaft, ganz hinten im Gaggo [Niemandland] irgendwo. Das könntet ihr jetzt schauen, wie man da eine autonome Genossenschaft macht. Wir stellen euch diese gerne zur Verfügung. Und dort ist noch eine.⁶¹

Umgekehrt versuchte auch Herr Schweitzer seine Ziele mit unterschiedlichen Mitteln zu erreichen. Konflikte mit anderen Schweizern, insbesondere mit einem der verschiedenen Trafipro-Direktoren, die während seines Aufenthalts der Genossenschaft vorstanden, beschrieb Herr Schweitzer in seinem Tagebuch selbstkritisch:

Eine Flurbereinigung täte not. Bin ich so etwas wie ein Berufsrevolutionär? So komme ich mir vor, wenn ich nun bei [meinem Chef] sowie bei den meisten Expertenkollegen [...] keine Chance sondiere, wie die Lösung des 'gordischen Knotens' der Förderung der genossenschaftlichen Basis durchgehauen werden könnte. Das Problem: Alle lehnen [den Schweizer Chef] [...], der unsere Anliegen Bern gegenüber vertreten müsste, als unfähig ab. Nun versuche ich, [ihn] möglichst schonend [...] zu überzeugen [...] zurückzutreten. Ob das gelingen kann?⁶²

Doch nicht nur die schweizerischen Trafipro-Mitarbeiter waren eine heterogene und in sich zerstrittene Gruppe. Auch die ruandischen Mitarbeiter waren in ihrer Zusammensetzung alles andere als homogen und einträchtig, wie aus Herrn Schweitzers Tagebuch zu entnehmen ist:

[Der] secrétaire générale, einer der wenigen schwarzen Spitzenkader: wendig, intelligent, guter Redner. [Ein Schweizer Kollege] meint, er sei faul, [ein anderer Schweizer Kollege]: nicht alle 'Schwarzen' schätzten ihn. [...] Die 'Schwarzen' behandelt er eher von oben herab, gibt sich jedoch Mühe, die Dinge zu erklären. [...] Die beiden andern Mitarbeiter [...] sind stille, fleissige, vielleicht etwas unbeholfene Burschen.⁶³

61 *Ibid.*

62 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 4, 1969/70, S. 52. Privataarchiv, Bern.

63 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 3. Privataarchiv, Bern.

An anderer Stelle ist zu den Spannungen unter den Ruandern festgehalten: «Die Rwander trauen sich gegenseitig nicht. So fürchten sie sich auch, hart vorzugehen, denn hier wird sehr schnell Gift gemischt.»⁶⁴

Unabhängig davon, ob tatsächlich schnell «Gift» gemischt wurde oder nicht, war die Angst vor Sanktionen in Form von Stellenverlust, Karriereknick oder Imageschaden wohl auf beiden Seiten stets vorhanden und beeinflusste die Konsensfindung bei der Implementierung von Entwicklungsansätzen. Als «Gift» darf wohl auch die Ethnisierung der Unternehmenspolitik innerhalb der Trafipro bezeichnet werden, die insbesondere von ruandischer Seite betrieben wurde, gegen die aber auch einzelne Schweizer nicht immun waren. Im Zuge dieser Ethnisierung wurden diejenigen Mitarbeitenden, die der Bevölkerungsgruppe der Abatutsi zugeordnet wurden, von jenen, die sich zu den Abahutu zählten, diskriminiert und von hochrangigen Positionen ferngehalten.⁶⁵ Hinzu kamen auf ruandischer Seite regionale Konflikte zwischen jenen, die aus dem Norden des Landes kamen, und jenen, die aus Zentralruanda und dem Süden stammten. Entwicklungshilfe wurde dadurch in der Trafipro noch verschärft zu einer Aushandlungszone, in der Menschen unterschiedlichster Herkunft und kultureller Prägung mit verschiedenen Motiven, Weltanschauungen und Pflichtenheften um Einfluss, Macht und die ihrer Meinung nach richtige 'Entwicklung' rangen, wobei verschiedene Problemdefinitionen, Methoden und Ziele miteinander in Konflikt standen.

In der Trafipro wurden die drängenden Fragen rund um Auftrag, Ziel und Methode selten formell verhandelt. Der eigentliche Verhandlungsprozess fand im Alltag statt und wurde seit Mitte der 1960er Jahre vor allem mittels Personalpolitik, Intrigen, gegenseitiger Bespitzelung oder mangelndem Arbeitseinsatz ausgetragen. Entsprechend beeinträchtigt erwies sich Ende der 1960er Jahre – nur wenige Jahre nach Beginn der Zusammenarbeit – das Arbeitsklima zwischen Schweizern und Ruandern. Zu einem ruandischen Kadermitarbeiter notierte sich Herr Schweitzer in sein Tagebuch:

Den 'Weissen' gegenüber empfindet er eine Art 'ressentiment'; Die Weissen lüden keine Schwarzen ein, behandelten sie nicht wie Gleichberechtigte, sprechen Schweizerdeutsch in Anwesenheit der Rwander! [...] Langsam ahne ich, dass ich da ein Wespennest geerbt habe.»⁶⁶

Und schon fast hörbar seufzend hielt er für sich einige Zeit später fest:

64 *Ibid.*, S. 10.

65 1973 kam es gar zu Massenentlassungen von Abatutsi. Ausführlich dazu: Zürcher 2014, *op. cit.*

66 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 6. Privataarchiv, Bern.

[Ein ruandischer Mitarbeiter] macht einmal mehr seinen Ressentiments Luft: 'Les suisses nous employent pour balayer la cour. Ils croient qu'on cherche du travail. Vous changerez aussi dans deux mois!' [...] Ich bitte ihn, solidarisch zur Trafipro und zum Team zu bleiben. Nun ist [er] plötzlich sehr am Sociétariat [dem für genossenschaftliche Selbstorganisation zuständigen Bereich der Trafipro] interessiert, nachdem er meinen Dokortitel entdeckt hatte und dass ich die englische Sprache beherrsche. Ich schlage ihm vor, abzuwarten, um ein Veto von [einem Schweizer Vorgesetzten] zu vermeiden. [Ein anderer Ruander] möchte auch ins Sociétariat. [...] Doch aufgepasst: [der Schweizer Vorgesetzte] könnte jaloux werden, wenn der zu mir kommt ... Auch [ein weiterer Ruander] möchte im Sociétariat arbeiten, aber nur, wenn [der erste Ruander] nicht dabei ist. Etc. etc.⁶⁷

In seiner Einschätzung, sich in einem «Wespennest» zu befinden, sah sich Herr Schweitzer schliesslich noch viele Male bestätigt. Immer wieder finden sich entsprechende Hinweise in seinem Tagebuch. Nach einem Gespräch mit Ruandern notierte er sich zum Beispiel deren Worte in direkter Rede:

Wir Ruander fühlen uns bloss als 'subordonnés'. Wir werden nicht informiert. Die 'joint-meetings' wurden im ganzen nur drei Mal durchgeführt und dann wieder suspendiert. Den Direktor sieht man fast nie. Wir haben keine Sicherheit als Personal. Auf die deutschsprachige Konversation unter Schweizern sind wir allergisch [...].⁶⁸

Die verfahrenere Situation, die Herr Schweitzer mitunter als «gordischen Knoten» bezeichnete, konnte nicht gelöst werden. Vielmehr eskalierte die Situation laufend und führte zu enttäuschten Hoffnungen und zu Frustration. Einige resignierten auch. Der damalige Schweizer Trafipro-Direktor beklagte den Undank der Ruanderinnen und Ruander und zog sich offenbar auf eine desillusionierte und entsprechend radikale Position zurück:

Die Schweiz soll [...] dort helfen, wo Katastrophenhilfe notwendig ist. 'Du bist deinem Mitmenschen erst dankbar, wenn du am Boden bist.' Längerfristig könnten sich die Völker nur selbst helfen [...].⁶⁹

Umgekehrt machte auch der ruandische Präsident seinem Unmut Luft. Als Herr Schweitzer mit seinem designierten Nachfolger etwas unverfroren beim Präsidenten an die Tür klopfte, ergab sich in dessen Privathaus ein rund zweistündiges Gespräch, das angesichts der einbrechenden Nacht bei Kerzenlicht geführt und von viel Bierkonsum begleitet wurde. Herr Schweitzer resümierte im Anschluss das Gespräch in einer vertraulichen Gesprächsnotiz zu Händen der Ruanda-Verantwortlichen im DftZ:

67 *Ibid.*, o.S.

68 *Ibid.*, S. 12.

69 *Ibid.*, S. 4.

Der Praesident vertritt eine Konzeption, welche unserm privatwirtschaftlichen Rentabilitätsdenken diametral entgegenläuft. Ihn interessieren unsere Kostenüberlegungen gar nicht. Ihn interessiert nur, dass TRAFIPRO als 'instrument du développement national' einfach überall dort einspringt und hilft, wo lokale Bedürfnisse bestehen oder Initiativen in irgend einem Sektor aufkommen. Er spricht von TRAFIPRO wie von einem Staatsbetrieb, der das Land entwickeln will, dafür natürlich finanzielle Mittel benötigt und diese dann eben von irgendwoher auftreibt. Und wenn die Rechnung nicht aufgeht, dann sucht man eben Hilfe von aussen. Wenn die Schweizer solche Subventionen nicht mehr zahlen wollen, fragt man eben die 'Israeli.' [...] K.[ayibanda] macht keinen Hehl, dass er sich vom 'Schweizerkurs' der TRAFIPRO zunehmend distanziert. Folgende Äusserungen sind dafür bezeichnend: Wenn eben die Schweizer nicht mehr zahlen wollen, gehen wir zu jemand anders. [...] Die eigenwillige Personalpolitik der TRAFIPRO wird missbilligt. [...] K. betonte, wie er zwei so 'Herausgeschmissene' selbst engagierte und mit ihnen voll zufrieden ist. [...] K. spricht von TRAFIPRO-Problemen immer von 'vos problèmes', 'vous les Suisses', 'vous devez' etc, nie von 'nos problèmes', 'nous devons' etc [...].⁷⁰

Dieses Gespräch jenseits diplomatischer Gepflogenheiten macht deutlich, wie wenig sich der ruandische Präsident mit den Projekten der Schweiz identifizierte und wie deutlich er das Vorgehen der Schweiz ablehnte. Die schweizerische Hilfe entsprach keineswegs seinen Vorstellungen. Entsprechend wurden die Schweizer bei der Trafipro auf oberster politischer Ebene denn auch eher geduldet als geschätzt. Ausserdem unterstreicht das Gespräch die von Isolde Schaad so pointiert hervorgehobene Dichotomie zwischen Uns und Euch.⁷¹ Spätestens 1969, sechs Jahre nach Beginn der technischen Zusammenarbeit, führte der DftZ die Trafipro nicht mehr gemeinsam mit, sondern immer mehr trotz der Mitsprache der ruandischen Mitarbeiter und Politiker weiter.

Als Herr Schweitzer um 1970 vor der Wahl stand, eine ihm angebotene Vertragsverlängerung anzunehmen oder aber seinen Einsatz in Ruanda zu beenden, beschloss er gemeinsam mit seiner Frau, seine Tätigkeit in Ruanda abubrechen. Grund hierfür war nicht nur die Arbeits- und Lebenssituation in Ruanda. Das Paar hatte die Möglichkeit, erneut nach Asien zu ziehen und dort in Sri Lanka in einem anderen Projekt tätig zu werden. Die Konflikte, die Herr Schweitzer in seinem Alltag erlebt hatte und an die er sich noch heute lebhaft erinnert, flauten nach seinem Wegzug nicht ab. So sind seine individuellen Erlebnisse und Tagebucheinträge auch keine Einzelercheinungen. Im Gegenteil: Die Trafipro blieb ein «Wespenest». Es scheint, dass sich die Situation gar noch zuspitzte. Zwei Jahre später be-

70 Herr Schweitzer: Notiz meiner persönlichen Eindrücke der Besprechung von Herrn Fred Furrer und mir mit Präsident Kayibanda/Rwanda, Januar 1970. Privatarchiv, Bern.

71 Schaad 1984, *op. cit.*, S. 19.

reiste der damalige *Attaché de l'Assistance Technique* der Schweizer Botschaft in Nairobi das Land und die Trafipro und hielt in seinem Reisebericht fest:

Trafipro befindet sich gegenwärtig in einer schwierigen Situation, die wie folgt charakterisiert werden kann: Es bestehen Spannungen zwischen der Direktion und den schweizerischen Mitarbeitern; die gegenwärtige Direktion scheint nicht über die notwendigen fachlichen Qualifikationen zur Führung eines solchen Unternehmens zu verfügen; die Direktion ist in ihren Entscheidungen allzusehr von Bern abhängig, was eine straffe Führung und die notwendige Entscheidungsfreiheit zu stark einschränkt; im Unternehmen Trafipro bestehen Informationsprobleme (Direktion–Verwaltungsrat–Schweizerische Mitarbeiter–rwandesische Mitarbeiter); in rwandesischen Kreisen herrscht der Eindruck vor, dass Trafipro ohne grosse Rücksichten auf Rwanda von der Schweiz geleitet wird (Trafipro = schweiz. Unternehmen).⁷²

Und ein Jahr später schilderte ein damaliger Trafipro-Mitarbeiter das Disaster mit den Worten:

Les relations personnelles sont déplorables tant sur le plan des rapports des experts suisses entre eux que sur le plan de nos rapports avec les Rwandais. Les ambitions personnelles, les intrigues, la méfiance, voire le mépris ont désolidarisé les experts d'une façon si évidente qu'aucun Rwandais ne s'y trompe. Aussi, est-il normale qu'ils ne manquent pas de tirer profit de cette situation. Il ne faut pas s'étonner si les rapports entre cadres suisses et cadres rwandais sont tendus et si le climat de confiance, que tout le monde souhaite, n'est pas réalisé. [...] Ecrire et dire que 'à Trafipro il n'y a pas des Suisses et des Rwandais, mais des cadres à différents niveaux' n'est pas suffisant; il faut que les faits corroborant cette assertion et ce n'est pas le cas actuellement.⁷³

Schluss

Die Erfahrungen von Herrn und Frau Schweitzer sind ihrer spezifischen Form nach einzigartig. Selbstredend erlebte jedes Ehepaar einen Auslandsaufenthalt unterschiedlich. Gleichwohl gehören vermutlich die Vielfalt von Interessen, Motivationen und Gemütslagen sowie die daraus resultierenden Probleme im Projekt- und Lebensalltag zu den grundlegenden Erfahrungen einer Mehrheit von Schweizer Entwicklungsfachleuten. Und diese Erfahrungen stehen vielfach quer zur bisherigen Sicht auf Entwicklungszusammenarbeit. Für eine Geschichte der Entwicklungsbemühungen seit den 1940er Jahren sind sie vor allem insofern von Bedeutung, als sie bisherige Ansätze und Meistererzählungen ergänzen oder in Frage stellen.

72 R. D., Reisebericht Rwanda, 7. Januar 1972 – 1. Februar 1972, 3. Februar 1972, S. 5, Privataarchiv Hubert Baroni, Lonay.

73 G. C., Note au Délégué à la coopération technique, 17. Februar 1973, S. 4. Privataarchiv Hubert Baroni, Lonay.

Zunächst wird deutlich, wie offen, formbar und anschlussfähig der Begriff 'Entwicklung' ist und auf welchen unterschiedlichen Ebenen er ausgehandelt werden muss. Ob mit sich selber, mit der Familie, in der Beziehung, in der Entwicklungsorganisation oder vor Ort im Entwicklungsprojekt – überall mussten Herr und Frau Schweitzer über Sinnhaftigkeit, Form und Umsetzung von Entwicklungsbemühungen verhandeln und ringen. In Ruanda liefen diese Aushandlungsprozesse dabei nicht nur zwischen Schweizern und Ruandern, sondern ebenso sehr unter Ruandern, die zu unterschiedlichen ethnischen Gruppen gezählt wurden oder aus verschiedenen Regionen stammten.

In diesen unterschiedlichen Aushandlungssituationen treten zweitens eine grosse Beliebigkeit und Willkür zutage, welche die Implementierung von Entwicklungsvorhaben begleiten. Die Gruppe von Menschen, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt anschickt, irgendwo irgendwas entwickeln zu wollen, ist meist bunt und vielfältig, durch Partikularinteressen zersplittert, ideologisch aufgespalten und unterschiedlich motiviert. Angesichts solcher Heterogenität zeigt sich, wie abhängig Entwicklungszusammenarbeit von der Persönlichkeit einzelner Personen oder von der Gruppenzusammensetzung ist. Ausserdem wird sichtbar, wie entscheidend persönliche Befindlichkeiten, Antipathien und Animositäten sowie Seilschaften und Freundschaften für die Definition von Zielsetzungen und die alltägliche Umsetzung von Entwicklungsvorhaben waren und sind. Die Auswirkungen der Gruppendynamik – die der Entwicklungszusammenarbeit zuweilen den Charakter eines «Wespennestes»⁷⁴ geben konnten – wurden bislang in der geschichtswissenschaftlichen Forschung wie auch auf entwicklungstheoretischer Ebene noch viel zu wenig untersucht.⁷⁵

Der Vielfalt von Aushandlungssituationen sowie der Beliebigkeit und Willkür in der Zusammensetzung der Projektmitarbeitenden entsprechend hatten drittens sowohl die 'Entwickelten' wie auch die 'Unterentwickelten' bemerkenswert grosse Handlungsspielräume. Auf Schweizer Seite wurden diese so weit ausgenutzt, bis sich die 'Entwicklungsexperten' in Situationen der Überforderung wiederfanden. Diese Überforderung wiederum eröffnete den ruandischen Projektmitarbeitern neue Handlungsfelder. Gerade im Projektalltag stellt sich daher die Frage nach der Machtkonfiguration in Entwicklungsprojekten neu. Zwar bleiben auch hier die Machtasymmetrien zugunsten der 'Geber' bestehen, die Erfahrungen von Herrn und Frau Schweitzer zeigen aber, dass Letztere verschiedentlich nur sehr beschränkt auf Dynamiken im Alltag reagieren konnten – oder im Fall von Frau

74 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 6. Privatarchiv, Bern.

75 Zu Ansätzen in ethnologischen Arbeiten siehe David Mosse, *Cultivating Development. An ethnography of aid policy and practice*, London 2005; ders. 2011, *op. cit.*

Schweitzer – von ‘Entwicklungszusammenarbeit’ weitgehend ausgeschlossen wurden. Die vereinfachte Vorstellung von aktiv handelnden Gebern und passiv empfangenden Nehmern ist demnach nicht zutreffend. An ihre Stelle muss eine Vorstellung von Widerständigkeit oder gar Obstruktion auf Seite der ‘Unterentwickelten’ treten. Zu solchen Widerstandsformen zählt auch, dass auf ruandischer Seite Schweizer Rhetoriken selbstloser und uneigennütziger Hilfe zurückgewiesen und mit dem Formulieren eigener Theorien – etwa der Kindertheorie – konterkariert wurden.

Schliesslich lässt eine Untersuchung des Alltags die Bedeutung von Entwicklungsparadigmen, die meist an Entwicklungsdekaden gekoppelt sind, in den Hintergrund treten. So wurde etwa Herr Schweitzer in den 1960er Jahren, der Dekade des Trickle-Down-Credos, bereits für eine Entwicklungstätigkeit angestellt, die erst in den 1970er Jahren als ‘Entwicklung von unten’ bezeichnet wurde. Ebenso folgte das Genossenschaftsprojekt seiner eigenen Logik und Periodisierung, also auch weitgehend unabhängig von den sich kontinuierlich wandelnden internationalen Entwicklungsdiskursen. Diese sogenannten Paradigmenwechsel waren denn auch keine eigentlichen ‘Wechsel’. Vielmehr müssen sie als kontinuierliche Erweiterung und Addition von Entwicklungsansätzen und Entwicklungstheorien verstanden werden.

Im Alltag der Trafipro werden exemplarisch globale Durchsetzungsversuche des westlich dominierten Entwicklungsversprechens deutlich, die bis heute neben Mitmachen und Vorantreiben immer auch von Verweigerungshaltungen und Subversion begleitet sind. Herr und Frau Schweitzer beteiligten sich dabei nicht nur tagtäglich an der ‘Entwicklung’ Ruandas. Auf einer Mikroebene waren sie auch Teil globaler Vergesellschaftungsprozesse, in denen etwa im Rahmen eines Entwicklungsprojekts in stets unterschiedlichen Machtkonstellationen immer wieder aufs Neue nicht nur politische Positionen, sondern auch Vorstellungen von Entwicklung, Identitäten oder Kultur verhandelt werden.